

Das Exposé

Ja, mach nur einen Plan...

1. Vom Nutzen eines Exposés

Jede wissenschaftliche Arbeit ist geplant und nicht spontan.¹ Eine Hausarbeit im Studium, eine Examensarbeit für den Studienabschluß, ein wissenschaftlicher Aufsatz für eine Fachzeitschrift, ein Forschungsprojekt für die Deutsche Forschungsgemeinschaft mit einem halben Dutzend wissenschaftlicher Mitarbeiter und erst recht natürlich eine Dissertation: Vom 20-Seiten-Papier bis zur 200-Seiten-Arbeit oder gar zu einem 1000-Seiten-Opus - jede dieser wissenschaftlichen Literaturgattungen verlangt nach einem guten Plan. Mögen die Gegenstände und die Methoden in den Geistes- und Sozialwissenschaften noch so unterschiedlich sein, mag es sich um eine Fallstudie oder um eine aufwendige historische Längsschnittanalyse, mag es sich um eine international vergleichende Studie oder um eine Werkmonographie handeln, das planmäßige und systematische Vorgehen unterscheidet gerade das wissenschaftliche Arbeiten vom z. B. künstlerischen Arbeiten, bei dem Kreativität sicherlich eine größere Rolle spielt. Aber die Unterschiede sind nur graduell, nicht ausschließend. Denn auch ein Roman will gut geplant sein, und gutes wissenschaftliches Arbeiten ist natürlich ohne einen kräftigen Schuß Kreativität nicht denkbar.

Kann man also angesichts der Vielfalt geistes- und sozialwissenschaftlicher Forschung überhaupt einheitliche Regeln für die Planung und den Ablauf von Forschungsprozessen aufstellen? Gehorcht nicht eine Wahlenanalyse anderen Regeln als die Ikonographie eines Rembrandt-Gemäldes oder die Untersuchung des Frauenbildes bei Heinrich Heine und der philosophische Diskurs über die Ethik der Gentechnik? In der Tat gibt es kein Rezeptbuch für den Ablauf aller Forschungsprozesse nach dem Motto, man nehme eine Hypothese, analysiere sie anhand einiger Fälle, und der Kuchen ist gebacken. Aber trotz unterschiedlicher Vorgehensweisen und methodischer Orientierungen, ob stärker hermeneutisch oder empirisch, ob qualitativ oder quantitativ, ob vergleichend oder fallorientiert, es können doch einige Grundregeln zur Planung und Darstellung von Forschungsprozessen aufgestellt werden.

Das gilt insbesondere für das Exposé, das man auch Forschungsdesign oder Arbeitsplan nennen kann. Das Exposé ist kein Selbstzweck, denn es muß drei wichtige Aufgaben erfüllen:

1. **Grundriß für das eigene Vorgehen:** Das Exposé soll von Anfang an Sicherheit über das eigene Vorgehen geben, über Ziele, Hauptfragestellungen, Methoden und die geplanten einzelnen Schritte. Man sollte auf keinen Fall nur die erste Phase und den Ansatzpunkt planen und dann nach der Devise „Schau'n wir mal“ den weiteren Lauf der Dinge der Zukunft überlassen. Da kann es böse Überraschungen geben. Damit soll nicht gesagt werden, daß eine einmal geplante Vorgehensweise sklavisch und formalistisch um jeden Preis umgesetzt werden muß. Natürlich sind Umplanungen immer möglich und werden auch oft vorgenommen. Aber auch bei jeder Umplanung sollte man wieder das ganze zu errichtende Gebäude im Auge behalten und nicht einfach eine tragende Wand verschieben, so daß die oberen Stockwerke in der Luft hängen.

2. **Überzeugung des/der Promotionsbetreuers/betreuerin:** Natürlich ist es die ganz wichtige zweite Funktion des Exposés, mit dem/der Betreuer/in der Promotion Einigkeit über das Thema zu erhalten. Denn ohne eine solche Anbindung hilft der schönste Plan nicht. Die Hochschullehrer/innen mögen durchaus unterschiedliche Vorstellungen über ein Exposé haben. Mancher stellt sich darunter vielleicht nur eine vorläufige Gliederung vor (davor werden wir später warnen) oder andere wollen vielleicht gleich schon ein erstes Kapitel sehen. Die hier vorgestellten Tips für die Erstellung eines Exposés können deshalb nur eine grobe Grundrichtung weisen. Sie sind aber in ihren Grundlagen schon recht verallgemeinerungsfähig, weil sie das dritte mögliche Ziel eines Exposés, die Überzeugung eines Geldgebers, mit berücksichtigen.

3. **Akquisition von finanzieller Unterstützung:** Für viele Promotionen, wenn auch nicht für alle, werden Projektmittel beantragt, ob nun als Stipendium von einer Stiftung oder als Forschungsprojekt bei einem Zuwendungsgeber, z. B. auch bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft oder der VW-Stiftung. Aber selbst wenn man für seine Promotion keinen solchen Förderungsantrag formulieren muß, diszipliniert es ungemein, wenn man das Exposé so anlegt, als müßte man einen Geldgeber davon überzeugen.

Diese drei Ziele eines Exposés muß man im Auge behalten - die Selbstdisziplinierung, die Betreuerüberzeugung und die Mittelakquisition. Dann fällt es leichter, sich selbst von Nutzen und Notwendigkeit eines gutes Projektdesigns zu überzeugen.

2. Vorbild: Aufbau von Forschungsanträgen

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), die wichtigste staatliche Förderungsinstitution für die universitäre Forschung durch „Drittmittel“, verlangt für jeden Antrag, ob aus der biomedizinischen Genforschung oder dem Maschinenbau, aus der Orientalistik oder aus den Sozialwissenschaften, einen einheitlichen Aufbau. Das gilt ganz ähnlich, wenn man einen Antrag auf Promotionsförderung bei den Studienstiftungen der Kirchen, der Gewerkschaften oder den Parteistiftungen stellt. Auch andere wissenschaftliche Stiftungen, wie die VW-Stiftung, die Thyssen-Stiftung oder die Krupp-Stiftung, verlangen selbstverständlich einen wohlformulierten Forschungsantrag. Bei der DFG werden folgende Vorgaben für die Formulierung eines Forschungsantrages gegeben²

1. Allgemeine Angaben

Antrag auf Gewährung einer Sachbeihilfe

Bitte geben Sie an, ob es sich um einen Neuantrag oder einen Fortsetzungsantrag handelt.

- 1.1 Antragsteller
Bei mehreren Antragstellern nennen Sie bitte hier zuerst denjenigen, der gegenüber der DFG die Verantwortung für die Durchführung des Vorhabens sowie für die Bewirtschaftung und Abrechnung der Mittel übernehmen soll (...).
- 1.2 Thema
Bitte geben Sie hier eine möglichst präzise Kurzbezeichnung des Vorhabens, die nicht länger als zwei Schreibmaschinenzeilen sein darf. Im Falle der Bewilligung wird das Thema in der hier angegebenen Form in den Jahresbericht der DFG aufgenommen.
- 1.3 Kennwort (...)
- 1.4 Fachgebiet und Arbeitsrichtung
Bitte nennen Sie hier die Fachgebiete (z.B. Theoretische Physik, Vorgeschichte) und die speziellen wissenschaftlichen Arbeitsrichtungen (z.B. Theorie des Ferromagnetismus, Siedlungsarchäologie), denen das Vorhaben nach seiner Hauptintention zuzuordnen ist.
Antragsteller in außeruniversitären Instituten werden gebeten, Angaben zur Hauptarbeitsrichtung ihrer Institution zu machen.
- 1.5 Voraussichtliche Gesamtdauer (...)
- 1.6 Antragszeitraum
Der Zeitraum, für den Mittel beantragt werden (ggf. bis zu 36 Monate).
- 1.7 Bei Neuanträgen:
Gewünschter Beginn der Förderung (...)
- 1.8 Zusammenfassung
Fassen Sie hier bitte die wesentlichen Ziele Ihres Vorhabens allgemeinverständlich und in nicht mehr als 15 Zeilen (max. 1600 Zeichen) zusammen.
Die Zusammenfassung dient vor allem zwei wichtigen Zwecken:
a. Sie orientiert die interdisziplinär zusammengesetzten Gremien der DFG, die die abschließende Entscheidung zu Ihrem Antrag treffen, über die Kernziele Ihres Vorhabens.
b. Führt der Antrag zu einer Bewilligung, so soll diese Zusammenfassung über ein datenbankgestütztes Informationssystem im Internet der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden (vgl. Kapitel V des Leitfadens zur Antragstellung). *Bitte achten Sie daher bei der Formulierung auf Kürze und auf Verständlichkeit für Nicht-Fachleute.* Um die Recherchierbarkeit zu gewährleisten, vermeiden Sie nach Möglichkeit Abkürzungen und verwenden Sie themenrelevante Schlüsselbegriffe.

2. Stand der Forschung, eigene Vorarbeiten

- 2.1 Stand der Forschung
Legen Sie bei Neuanträgen den Stand der Forschung bitte knapp und präzise in seiner unmittelbaren Beziehung zum konkreten Vorhaben und als Begründung für Ihre eigene Arbeit dar, mit Angabe der wichtigsten einschlägigen Arbeiten anderer Wissenschaftler.
In dieser Darstellung sollte deutlich werden, wo Sie Ihre eigenen Arbeiten eingeordnet sehen und zu welchen der anstehenden Fragen Sie einen eigenen, neuen und weiterführenden Beitrag leisten wollen.
- 2.2 Eigene Vorarbeiten / Arbeitsbericht

Stellen Sie bitte die Vorarbeiten konkret und vollständig dar und zitieren Sie eigene und fremde Literatur genau. Kennzeichnen Sie noch nicht erschienene Publikationen als "im Druck in ...", "angenommen bei ..." oder "eingereicht bei ...".

Neu- und Fortsetzungsanträgen fügen Sie bitte ein Verzeichnis Ihrer relevanten wissenschaftlichen Veröffentlichungen der letzten fünf Jahre bei, auf das in der Darstellung verwiesen werden kann. Erstanträgen fügen Sie bitte ein vollständiges Verzeichnis bei.

3. Ziele und Arbeitsprogramm

- 3.1 Ziele
Gestrafte Darstellung des wissenschaftlichen Programms und der wissenschaftlichen Zielsetzung. Sofern Sie von dem Vorhaben neben der Erweiterung der wissenschaftlichen Erkenntnis Ergebnisse erwarten, die unter außerwissenschaftlichen - z.B. wissenschaftspolitischen, wirtschaftlich-technischen, gesellschaftspolitischen - Aspekten bedeutsam sind, sollten Sie darauf hinweisen.
- 3.2 Arbeitsprogramm
Detaillierte Angaben über das geplante Vorgehen während des Antragszeitraums (bei experimentellen Vorhaben: Versuchsplan).
Die Qualität des Arbeitsprogramms ist für die Förderungswürdigkeit des Vorhabens von entscheidender Bedeutung. Seiner Darstellung sollten Sie besondere Aufmerksamkeit widmen. Als Anhaltspunkt kann dienen, daß sie in der Regel etwa die Hälfte des gesamten Antrages ausmachen sollte. Das Arbeitsprogramm muß u. a. schlüssig nachweisen, warum welche Mittel wofür beantragt werden, ggf. mit Hinweisen auf die einzelnen beantragten Positionen.
Eingehende Darstellung der Methoden, die bei der Durchführung des Vorhabens angewandt werden sollen: Welche Methoden stehen bereits zur Verfügung, welche sind zu entwickeln, welche Hilfe muß außerhalb Ihrer eigenen Arbeitsgruppe/Ihres eigenen Instituts in Anspruch genommen werden? (...)

4. Beantragte Mittel (...)

Aus diesen Vorgaben kann man viel lernen – nicht nur für das große Forschungsprojekt, sondern selbst für eine kleinere Examensarbeit und erst recht für die Promotion. Wir können festhalten: Für wissenschaftliche Projekte jeglicher Fachdisziplin muß ein Minimum an Klarheit über Thema und Fachgebiet, Stand der Forschung, Ziele und Arbeitsprogramm bestehen. Auch wenn man für eine Promotion keinen Förderungsantrag stellt, so sollte das Exposé sich an den Grunderfordernissen für Forschungsanträge orientieren. Die Generalisierbarkeit der DFG-Vorgaben für Forschungsanträge zeigt sich auch darin, wie ähnlich sich die verschiedenen Stiftungen in ihren Empfehlungen zur Antragsformulierung sind. So gibt beispielsweise die Hans-Böckler-Stiftung, das Mitbestimmungs-, Forschungs- und Studienförderungswerk des DGB, ein Faltblatt mit Hinweisen für Antragsteller/innen zum Aufbau von Forschungsanträgen in einer sehr übersichtlichen Form heraus, aus der wir den Kern der Angaben hier wiedergeben:

Aufbau von Projektanträgen

Der Aufbau eines Projektantrages sollte nach folgender Struktur erfolgen:

1. Allgemeine Angaben
 - 1.1 Antragsteller/in
 - 1.2 Thema
 - 1.3 Kurztitel
 - 1.4 Forschungsförderungsschwerpunkt
 - 1.5 Voraussichtliche Gesamtdauer
 - 1.6 Antragszeitraum
 - 1.7 Beginn der Förderung

- 2. Kurzfassung
- 3. Ausgangslage/Skizzierung des Problemfeldes
- 4. Zielsetzung und Fragestellung des Projektes
- 5. Forschungsbedarf (Stand der Forschung, eigene Vorarbeiten)
- 6. Arbeitsprogramm
 - 6.1 Auswahl des Untersuchungsfeldes
 - 6.2 Methodisches Vorgehen
 - 6.3 Zeitplanung
- 7. Beantragte Mittel
 - 7.1 Personalbedarf
 - 7.2 Sachkosten
- Reisekosten

3. Die Gliederung des Exposés

Nicht nur viele Promovenden, sondern auch zahlreiche Hochschullehrer stellen sich unter einem ersten Exposé für eine wissenschaftliche Arbeit eine vorläufige Gliederung des späteren Textes vor. Dies ist aber keineswegs der beste Weg, um eine Dissertation systematisch zu planen. Denn die Gliederung des späteren Textes der Dissertation kann man erst dann vornehmen, wenn man das wesentliche Material beisammen hat und an die Ordnung seiner Gedanken gehen kann. Zuerst muß man wissen, was man überhaupt will. Das heißt, man muß überhaupt zuerst den Problembereich in seinem Fach abstecken, in dem man seine Arbeit ansiedeln will. Dazu muß man den Stand der Forschung kennen, damit man seine eigenen Ziele innerhalb dieses Forschungsstandes verorten kann. Dann kann man in Kenntnis eines Problembereiches und des Forschungsstandes seine eigenen engeren Fragestellungen formulieren, die man mit seiner Arbeit beantworten will.

Weiterhin sollte man sich entscheiden, wie man methodisch vorgehen will, welche Methoden man benutzt und welche nicht. Außerdem ist zu klären, wie man an das Ausgangsmaterial für seine Arbeit herankommt, ob ein Feldzugang besteht, ob die Quellen überhaupt vorhanden und zugänglich sind, ob Umfragen, Interviews oder Inhaltsanalysen angesetzt werden und dazu auch mögliche Finanzmittel bereitstehen. In Kenntnis all dieses Wissens sollte man dann einen Arbeits- und Zeitplan aufstellen, der ausreichend Zeit für alle wichtigen Arbeitsschritte enthält. Den Abschluß kann ein vorläufiges Literaturverzeichnis bilden.

Damit sollte ein Exposé sieben Kernpunkte umfassen:

Sieben Kernpunkte des Exposés:

- 1. Problembereich**
- 2. Forschungsstand**
- 3. Fragestellungen**
- 4. Methoden**
- 5. Materialzugang**
- 6. Arbeitsplan**
- 7. Ausgewählte Literatur**

Ein solches Exposé schreibt man nicht einmal schnell in ein paar Tagen herunter. Gerade für den Forschungsstand, für die Fragestellungen und auch für die Methoden muß man schon recherchieren, lesen und insbesondere nachdenken und planen. Zwei bis drei Monate Arbeit stecken sicherlich in einem gut aufgebauten Exposé. Man sollte sich also nicht die Illusion machen, das Exposé sei eine leichte Übung für ein gutes Wochenende. Aber das andere Extrem wäre auch ganz falsch: Viele Monate an einem Exposé zu sitzen, macht die Sache nicht besser, sondern häufig komplizierter und unübersichtlicher.

Einen ähnlichen Mittelweg sollte man beim Umfang des Exposés beschreiten. Zwei bis drei Seiten sind sicherlich zu wenig, aber zwanzig bis dreißig Seiten sind auf jeden Fall zuviel. Damit gewinnt man keine Klarheit, sondern verunklart eher das, was man machen will. Insbesondere erfreut man mit einem endlosen Exposé auf keinen Fall die betreuenden Hochschullehrer. Denn diese haben wenig Zeit, und wollen eine Sache klar auf den Punkt gebracht sehen. Deshalb ist es als Richtschnur sinnvoll, im Schnitt für jeden Unterpunkt mindestens eine Seite und höchstens zwei Seiten anzusetzen. Das ergibt eine Gesamtlänge eines Exposés zwischen sieben und vierzehn Seiten, wobei dann natürlich der eine Punkt mal kürzer, der andere Punkt mal etwas länger geraten könnte.

3.1 Problembereich

Wie beim Schach, so prägt auch in der Wissenschaft eine gute Eröffnung den ganzen Spielverlauf. Im ersten Punkt, dem Problembereich, geht es darum, die geplante Arbeit in der Fachdisziplin zu verorten. In welchem Teil, in welcher Subdisziplin des Faches, ist das Thema verortet? Welcher theoretischen oder methodischen Grundrichtung fühlt man sich

zugehörig? Was sind die Grobziele der Arbeit? Dies alles gehört in den ersten Teil des Exposés.

In manchen Disziplinen werden Promotionsthemen von den Hochschullehrern/innen vergeben, da die Themen in einem größeren Forschungszusammenhang stehen und möglicherweise aufwendige Apparate benutzt werden müssen. Insbesondere in den Naturwissenschaften, in den Technikwissenschaften oder in der Medizin wird dies so gehandhabt. In den Geistes- und Sozialwissenschaften werden in der Regel die Themen frei vergeben. Häufig erwarten die Hochschullehrer/innen einen Themenvorschlag des Promovenden, statt konkrete Fragestellungen vorzugeben. Dann steht man vor dem Problem, was eigentlich das Problem sein soll. Am Anfang wissenschaftlicher Neugier steht immer ein konkreter Anstoß, eine Frage, eine Idee, manchmal auch ein Vorschlag von außen oder ein Auftrag. Das klingt so trivial und plausibel: Natürlich muß es ein Problem geben, das man lösen will oder soll. Probleme gibt es zuhauf, nichts einfacher als das, also wo ist das Problem?

Die Problemsuche ist aber durchaus eine schwere Klippe für den, der ein eigenständiges Forschungsthema sucht. Vielen Studierenden fällt es leicht, bei einem gegebenen wissenschaftlichen Text das Grundproblem zu identifizieren und auf den Punkt zu bringen. Aber wenn nicht das Thema oder der Text vorgegeben sind, sondern das eigene Thema gesucht werden soll, dann wird es schwierig. Schon von vier unterschiedlichen wissenschaftlichen Aufsätzen zu einem Thema das gemeinsame Problem, den kleinsten gemeinsamen Nenner, das Querschnittsthema zu finden und zu formulieren, ist nicht einfach. Eine solche Syntheseleistung muß man bei der Themenfindung für eine wissenschaftliche Arbeit erbringen.

Das Forschungsproblem kann aus vielen Quellen gespeist sein, es kann ein wissenschaftliches Problem sein, das gerade heftig diskutiert wird oder das zu wenig beachtet erscheint, oder es kann ein wissenschaftliches Problem sein, auf das man bei der Lektüre gestoßen ist und das einen fasziniert. Es kann sich um eine vermeintliche Selbstverständlichkeit handeln, die man hinterfragen will, oder es kann eine Unwahrscheinlichkeit sein, die liebgewonnenen Vorurteilen widerspricht.

Es gibt keine festen Regeln oder Methoden für die Auswahl eines Forschungsthemas. Aber es gibt einige Fallen, die man vermeiden sollte: Das Thema darf weder „zu weit“ noch „zu eng“ sein. Man darf sich nicht in einer allgemeinen Welterklärung verlieren noch sich auf einem zu engem Feld selbst im Wege stehen. Es sollte nicht zu abgelegen sein, damit man überhaupt an Material herankommt, und nicht allzu tagesaktuell, damit man eine

wissenschaftliche Debatte vorfindet, an die man anknüpfen kann. Das Thema sollte einen persönlich interessieren, aber man hüte sich vor dem Herzblut des zu großen Engagements am Problem. Es könnte einen blind machen für die wissenschaftliche Klarheit, für die Kritik, auch gegenüber sich selbst und für die Härte in der Argumentation.

Das Thema sollte also wissenschaftlich relevant sein, es sollte interessant sein und man sollte sich selbst für kompetent halten, es auch zu bearbeiten, d. h. man sollte bei der Problemformulierung bereits bedenken, ob das Thema überhaupt bearbeitbar ist, ob Materialzugang besteht, und ob es sich zeitlich durch den/die Doktoranden/in bewältigen läßt.

3.2 Der Forschungsstand

Ob das Thema wissenschaftlich interessant und relevant sein ist, das kann man im zweiten Schritt testen, in der Erfassung des Forschungsstandes. Das ist kein Selbstzweck, um wissenschaftliche Belesenheit zu demonstrieren. Mit dem Erfassen des bisherigen Forschungsstandes zu meinem Thema beginne ich, mich mit dem Problem bekannt zu machen, mich einzuarbeiten, in der Problematik zu Hause zu fühlen. Die Arbeit wird dadurch erleichtert, das erfaßt wird, was bekannt ist über den Forschungsgegenstand, wie er bisher bearbeitet wurde, denn das Rad muß nicht immer wieder neu erfunden werden. Manchmal reicht es auch, es mit ein paar kleinen Gewichten neu auszuwuchten. Insbesondere folgende drei Fragen müssen geklärt werden:

1. Ist das Forschungsproblem bereits früher wissenschaftlich untersucht worden?
2. Läßt sich das Problem überhaupt wissenschaftlich mit vernünftigem Aufwand bearbeiten?
3. Was sind die wichtigsten wissenschaftlichen Positionen in der Forschung zu dem ausgewählten Thema?

In den verschiedenen Disziplinen gibt es Verzeichnisse mit abgeschlossenen und in Arbeit befindlichen Dissertationen, anhand derer man versuchen kann, die erste Frage zu beantworten. Aber natürlich muß man weit über die Dissertationen hinausgehen und die wesentlichen Positionen im gesamten Forschungsstand erfassen. Natürlich ist die erneute Bearbeitung desselben Themas nicht sinnvoll, allerdings kann eine Forschungsfrage durchaus schon dutzende Male untersucht worden sein, aber wenn eine neue, innovative

Methode angewandt wird, die bisher noch nicht eingesetzt wurde, lohnt sich auch eine weitere Analyse.

Den Forschungsstand bearbeiten, heißt in erster Linie Literaturanalyse betreiben. Das beginnt bei Lexika, Handlexika und Monographien, geht über Aufsätze und deren Literaturverzeichnisse und schließlich zum systematischen Bibliographieren in Fachbibliographien und Bibliotheken und schließlich zur Konsultation von Literaturdatenbanken. Dieses Handwerkszeug hat man schon während des gesamten Studiums erlernt und kann es nun für die eigene Forschung anwenden.

Natürlich ist der Umfang einer Literaturanalyse dem geplanten Projektvolumen anzupassen. Die Dissertation muß auf dem Hauptfeld der Thematik die gesamte einschlägige Literatur umfassend berücksichtigen, auch wenn es mehrere hundert Titel sein mögen. Das erste Exposé eines Forschungsprojektes kann sich dagegen auf die Kernliteratur stützen, die im Literaturverzeichnis auf ein bis zwei Seiten Platz hat. Aber natürlich muß es hier die wirklich wichtige und relevante sein. Das zu unterscheiden ist nicht einfach, aber essentiell.

Der Forschungsstand soll aber nicht einfach additiv oder chronologisch erfaßt werden, sondern muss im Exposé in Bezug gesetzt werden zu dem vorherigen Punkt und dem folgenden Punkt. Der Literaturstand muß also dem ausgewählten Problembereich und den generellen Forschungszielen angepaßt werden, und er muß hinführen zu den eigentlichen Hauptfragestellungen der geplanten Arbeit. Das verlangt eine Ordnung des Literaturstandes nach den wichtigen Positionen, die auch eventuell später in den Fragestellungen wieder auftauchen. Auch hier zeigt sich wieder, daß die Analyse des Forschungsstandes kein Selbstzweck ist, sondern zielgerichtet auf die Hauptfragestellungen der geplanten Thematik ausgerichtet werden muß.

3.3 Fragestellungen

Aus der Kenntnis des Problembereichs sowie dem Wissen über den Forschungsstand kann ich nun im nächsten Schritt meine eigenen Fragestellungen präzisieren und konkretisieren. Damit kommen wir an eine entscheidende Weichenstellung, denn nun geht es um die eigentliche „Konzeptionalisierung“ des Vorhabens. Konzeptionalisierung meint, daß die grundlegenden Konzepte und Begriffe festgelegt sowie Vermutungen über deren Zusammenhang angestellt werden. Es werden Fragen an den Untersuchungsgegenstand formuliert, es werden Hypothesen gebildet, es werden Annahmen über mögliche Ergebnisse

formuliert. Die Formulierung von Fragestellungen meint gleichzeitig die Konzentration auf das Wesentliche, auf das Erforschbare – also Eingrenzung des konkret interessierenden Ausschnitts aus der Forschung, aus dem immer unendlich umfassenderen Problemuniversum meiner ursprünglichen Thematik. Also die Eingrenzung auf das Machbare ist gefragt.

Die Formulierung von Fragestellungen und Arbeitshypothesen dient der Abstrich und Eingrenzung des Themas. Man sollte nicht versuchen, die ganze Wissenschaft neu zu erklären. Man muß konkret, realistisch und pragmatisch sein und zunächst das anfangs immer zu große und zu weite Problemfeld abstecken und festlegen. Das ist früh- und rechtzeitig zu tun, um nicht in das Forschungsfeld einfach hineinzustolpern.

Dabei kann man natürlich höchst unterschiedlich vorgehen. Manche stehen auf dem Standpunkt, man solle zunächst eine „Ist-Analyse“ anstellen, also eine Deskription, eine Beschreibung der Tatsachen und Gegenstände. Danach könne man dann versuchen zu generalisieren, Theorien zu bilden und nach Erklärungen zu suchen. Manche qualitativ orientierten Forscher vertreten auch die Devise, sich der kulturellen oder gesellschaftlichen Wirklichkeit vorurteilsfrei zu öffnen und diese erst einmal „erzählen“ zu lassen, um ihr zuzuhören. Danach könne man dann ja alles wissenschaftlich systematisieren und erklären.

Nach meiner Auffassung ist diese Zweiteilung in eine „Ist-Analyse“ als Deskription oder in ein Aufnehmen der Wirklichkeit als ersten Schritt und dann erst im zweiten Schritt eine Systematisierung und theoriegeleitete Forschung keine gute Arbeitsteilung. Denn schon in die einfachste Beschreibung eines Gegenstandes gehen manchmal auch unbewußt systematisierende Vorentscheidungen ein. Alleine die Suchperspektive, die ein/e Forscher/in einnimmt, ist bereits eine wissenschaftliche und methodische Vorentscheidung. Wissenschaftliche Forschung ist deshalb von Anfang an zielgerichtet, methodisch reflektiert und theoriegeleitet. Sie sollte deshalb explizit formulierte Probleme oder Themen aufgreifen, sie in Fragestellungen oder Hypothesen auffächern, mit denen man an den Forschungsgegenstand herangeht. Ohne Plan und Ziel wird Wissenschaft beliebig und unverbindlich, oder sie lügt sich selbst in die Tasche. Denn bestimmte oder unbestimmte Forschungsinteressen, Perspektiven im Kopf des/der Wissenschaftlers/in lassen sich nie ganz ausschalten. Die Wirklichkeit wird von Wissenschaftlern immer wieder rekonstruiert und nie spiegelbildlich abgebildet. Insofern gehen wir immer mit Vorurteilen und eigenen Erkenntnisinteressen an die Wirklichkeit heran, ob wir es uns eingestehen oder nicht.

3.4 Methoden

Wissenschaftliches Arbeiten erfordert die Anwendung von Methoden. Wer selbständig wissenschaftlich arbeiten will – und darin besteht ja gerade das grundlegende Ziel einer Promotion –, der muß in der Lage sein, das methodische Handwerkszeug seines Faches bei der Beantwortung selbst entworfener Fragestellungen zu nutzen. Wenn es die Neugier ist, die uns zu wissenschaftlichem Arbeiten antreibt, dann sind es die Methoden, die uns befähigen, nach Erkenntnissen zu graben. Ob wir fündig werden, hängt nicht zuletzt vom richtigen Werkzeug ab.

Die Auswahl der geeigneten Werkzeuge kann nur gelingen, wenn man sich vorher einen Überblick darüber verschafft hat, was alles im Methodenschränk vorhanden ist und für welche Zwecke man es nutzen kann. Der Wissenschaftler gleicht ein bißchen dem Kriminalisten, der Fälle aufklärt, der wissen will, wie es wirklich gewesen ist, der die Wahrheit herausfinden soll. Es werden Spuren gesucht, Personen befragt, Dokumente ausgewertet, Indizien gesammelt, Beobachtungen angestellt, Daten erhoben und analysiert. Der Detektiv entwickelt seine Theorien, um das Puzzle der vielen Einzelheiten in einen Zusammenhang zu bringen, stellt Hypothesen auf, die bestätigt oder verworfen werden. Die geniale detektivische Intuition hilft bei den Theorien, aber nicht für den einzelnen Beweis der Fakten. Alles muß hieb- und stichfest sein, um schließlich vor Gericht Bestand zu haben.

Aber natürlich gibt es auch beträchtliche Unterschiede zwischen der Arbeitsweise des Kriminalisten und des Wissenschaftlers. Dieser muß den Einzelfall aufklären, den Beweis individueller Schuld (oder Unschuld) führen, jener will über den Fall zu allgemeineren Aussagen, zur Erklärung, zum Verstehen oder gar zur Theoriebildung generell beitragen.

Das Wort Methode leitet sich ab von dem griechischen „methodos“, zu deutsch: der Weg zu etwas hin. Wir können Methoden begreifen als den Weg, den ein Forscher zurücklegt, um zu seinem Ziel, der Lösung eines wissenschaftlichen Problems, zu gelangen. Auf dem Weg passiert ein Wissenschaftler viele Kreuzungen, muß also Entscheidungen treffen. Oft ist der Weg vorgezeichnet, doch gelegentlich muß er neu gebahnt werden, mit Werkzeugen oder Verfahren, die ebenso wichtig sind für die Lösung des Problems wie der Weg, den es zurückzulegen gilt.

Die Methoden der Geistes- und Sozialwissenschaften sind überaus vielfältig. Es gibt qualitative und quantitative, es geht um Verstehen und um Erklären, es geht um Fallstudien und um vergleichende Analysen. Es geht um eine Sekundäranalyse, das heißt um vorhandene Daten, die noch einmal neu aufgrund einer neuen Fragestellung ausgewertet werden, oder es geht um Primärerhebungen, wo eigene neue Erkenntnisse, zum Beispiel

durch eine Umfrage, erhoben werden. Man muß sich entscheiden, ob man eine Querschnittanalyse oder eine Längsschnittanalyse vornehmen will, ob man eine Auswahl aus wenigen Fällen oder eine Vollerhebung machen will. Allerdings gibt es auch rein theoretische, z.B. wissenschaftstheoretische oder philosophische Fragestellungen, wo sich die Methodenfrage anders stellt, da sie keinen empirischen Forschungsgegenstand haben.

Wichtig ist, daß man nicht einfach eine beliebige Methode „bewußtlos“ anwendet, sondern daß man sich darüber klar wird, welche Vor- und Nachteile ein bestimmtes Vorgehen hat. Für nahezu jede Fragestellung, für nahezu jedes Forschungsproblem gibt es eine Vielzahl von möglichen unterschiedlichen methodischen Vorgehensweisen. Deshalb sollte man in diesem dritten methodischen Teil des Exposés nicht nur skizzieren, welche Methode man anwendet, sondern auch reflektieren, welche Methoden man nicht anwendet. So ist ein kurzer Überblick oder eine kurze Überlegung, welche Methoden überhaupt denkbar wären, sehr nützlich, um dann zu begründen, warum man eine bestimmte Methode oder deren Kombination auswählt.

3.5 Materialzugang

Die Auswahl der Methoden ist natürlich auch vom Materialzugang abhängig. Dafür muß man zunächst einmal klären, welches Material man überhaupt untersuchen will. Das werden in den Geisteswissenschaften in der Regel Texte sein, aber es kann sich natürlich auch um Kunstwerke, um Sitten, um kulturelle Gebräuche oder um vieles Andere mehr handeln. In den Sozialwissenschaften kann es sich um Einstellungen, um Verhalten, um Sozialstrukturen oder um kulturelle Zusammenhänge handeln, die mit Hilfe von Umfragen, Experteninterviews, Akten- und Dokumentenanalysen, systematischen Beobachtungen, Inhaltsanalysen oder anderen Verfahren, oder sogar mit Hilfe von Laborexperimenten, die zum Beispiel in der Psychologie und in der Pädagogik eingesetzt werden, erfaßt werden. Schließlich sind auch rein theoretische Fragestellungen denkbar, wo sich die Materialfrage so nicht stellt.

Für diesen vierten Teil des Exposés müssen ganz praktische Fragen geprüft werden, zum Beispiel das Vorhandensein und die Zugangsmöglichkeit zu Archiven und Akten; die Literaturlage in den Bibliotheken, die Bereitschaft von bestimmten Personen, sich befragen zu lassen; Fragen von Geheimhaltung oder von Datenschutz sind zu berücksichtigen.

Zur Frage des Feldzugangs gehört auch das Problem, was für Kosten dabei entstehen. Sind aufwendige Reisen zu auswärtigen Bibliotheken und Archiven notwendig? Welche Kosten entstehen bei Umfragen oder Inhaltsanalysen? Müssen für diese Kosten zusätzlich Finanzmittel beantragt werden?

Ein Problemfeld kann hochinteressant sein, der Forschungsstand fertig aufbereitet, die Fragestellungen entwickelt, die Methodenfrage gelöst, wenn dann der Materialzugang einfach nicht besteht, dann hätte man umsonst gearbeitet. Deshalb steht das Gesamtprojekt erst dann, wenn auch die Frage des Materialzugangs gelöst ist.

3.6 Arbeitsplan

Eine Fahrt ins Blaue mag am Wochenende ganz reizvoll sein, aber für ein wissenschaftliches Projekt taugt diese Einstellung nicht. Man sollte sich in jedem Fall zunächst eine realistische Zeit vornehmen, in der man sein Projekt abschließen will. Das werden in den Geistes- und Sozialwissenschaften im Schnitt zwei Jahre sein, in wesentlich kürzerer Frist, wie das bei Medizinern oder Juristen üblich ist, wird man es kaum schaffen. Man sollte aber auch versuchen, die Spanne von zwei Jahren nicht wesentlich zu überschreiten. Drei bis vier Jahre für eine Promotion, geschweige denn noch länger, sind entschieden zu lang. Denn schließlich gibt es auch noch ein Leben nach der Promotion. Und dieses soll in der Regel ein Berufsleben sein. Wenn man für den Eintritt in den Beruf wesentlich älter als dreißig Jahre ist, wird man heutzutage immer mehr Probleme bekommen. Es wäre ideal, wenn man nach einem zügigen Studium noch unter dreißig seine Promotion abschließen kann. Natürlich ist dann ein Promotionsthema besonders günstig, wenn es einen möglichen Arbeitgeber neugierig auf das Thema macht. Auch das sollte man bei der Themenfindung bedenken, obwohl es hier absolut keine Sicherheit gibt. Denn Themenkonjunkturen wechseln und wenn man Glück hat, findet man später für ein spezielles, eigentlich abseitiges Thema unvermutet doch eine passende berufliche Nische, in der man sich entfalten kann.

Die Zeitbegrenzung des Vorhabens sollte man durchaus auch mit dem/ der Betreuer/in besprechen. Vielleicht hat man selbst den Eindruck, daß der/ die betreuende Hochschullehrer/in allzu große Erwartungen in die umfassende Bearbeitung eines Themenbereiches hegt. Eine Promotion aber soll in der Regel kein Lebenswerk sein. Eine Promotion soll einen im wörtlichen Sinne „befördern“ vom Studium in den Beruf, das heißt eine Qualifikationsstufe höher.

Deshalb muß genauso wie der Zeitumfang auch der Textumfang einer Dissertation angemessen sein. Ein fünfhundert bis tausend Seiten Opus mag wissenschaftlichen Ehrgeiz befriedigen, aber ist kaum in einer überschaubaren Zeit zu bewältigen. Auch kommt dann die Frage der Publikation. Je umfangreicher die Arbeit, desto eher ist es wahrscheinlich, daß man sich für die Publikation noch einmal an die Arbeit setzen muß, um das Werk auf einen veröffentlichungsfähigen Umfang herunter zu kürzen. Auch sind die überarbeiteten Gutachter nicht immer glücklich, wenn sie eine so dicke Schwarte auf den Tisch gelegt bekommen. Nahezu jedes geistes- und sozialwissenschaftliche Problem müßte sich in einer Dissertation von zweihundert bis dreihundert Seiten befriedigend abhandeln lassen. Höherer wissenschaftliche Ehrgeiz könnte später ja immer noch durch eine Habilitation befriedigt werden. Zur Not kann man auch zu dem Trick greifen, daß man neben dem überschaubaren Text noch einen Anhang mit Material, Quellen und sonstigen Details vorsieht.

Wenn man einmal von einem Zweijahresumfang des eigentlichen Dissertationsprojektes ausgeht, so sollte man im Arbeitsplan mindestens für jedes Vierteljahr systematisch auflisten, was in diesen dann insgesamt acht Phasen geschafft werden soll. Man kann dies auch bis auf den Monat herunter brechen und in einem graphischen Zeitplan auflisten. Wenn man für sein Dissertationsvorhaben Fördermittel als Stipendium oder als Drittmittel-Forschungsprojekt erhält, ist ein solcher Arbeitsplan und natürlich seine Einhaltung und die Beachtung der Abgabefrist selbstverständlich. Deshalb diszipliniert ein Forschungsstipendium, selbst wenn es gar nicht sehr viele Finanzmittel erbringen sollte, den ganzen Forschungsprozeß ungemein.

Aber auch wenn man frei forscht ohne Einbindung in einen Projektzusammenhang, sollte man versuchen, so viel Disziplin wie möglich aufzubringen, um einen selbstverpflichtenden Zeitplan wirklich einzuhalten. Natürlich wird das nicht immer sklavisch gelingen. Aber wenn man nach einem Jahr immer noch bibliographiert, dann macht man etwas falsch. Man muß irgendwann den Schritt von der Materialsammlung in die Materialauswertung finden. Und man muß dann den Schritt von der Materialauswertung in die Niederschrift wagen. Für die Schlußphase, die eigentliche Niederschrift sollte man auf jeden Fall genügend Zeit einplanen. Den Fortschritt der Arbeit sollte man im Forschungsscolloquium des Faches vortragen (nicht davor drücken!) oder vielleicht eine private Arbeitsgruppe von Doktoranden gründen, um gemeinsam zu diskutieren, sich zu stimulieren und zu motivieren.

Irgendwann ist es soweit: Der Abgabetermin drängt, die Schlußfassung soll endlich geschrieben sein. Viele drücken sich lange während der Arbeit am Forschungsgegenstand davor, finden immer wieder noch spannende Literatur, die schnell eingearbeitet, noch neue Variablen, die berücksichtigt werden müssen. Oft läßt man sich im Arbeitsplan zu wenig Zeit

und Muße für die so wichtige Phase der Formulierung. Wenn man das Material erst einmal zusammen hat und auswerten kann, wird das Schreiben schon schnell fließen. Das ist in der Regel ein Irrtum. Denn die Niederschrift ist die eigentliche Probe, der Härtetest für die Wissenschaft. Das Problem mag noch so ergreifend, die Fragestellungen noch so provozierend, die Quellen mögen noch so spannend, die Interpretation noch so zwingend sein: Erst durch eine überzeugende Präsentation wird daraus ein nützlicher Beitrag zur Wissenschaft. Also: Keine Angst vor dem leeren Blatt. Der/die Wissenschaftler/in ist deshalb auch eine Art Schriftsteller/in, der/die verpflichtet ist, die Erkenntnisse lesbar öffentlich zu kommunizieren. Denn erst dadurch erreicht man Intersubjektivität, werden Methode und Vorgehen nachvollziehbar und veröffentlichenswert.

Die Niederschrift eines Berichts ist natürlich individuell sehr verschieden. Jedenfalls ist es eine ungeheure Erleichterung, daß dazu heute Textverarbeitungssysteme auf PC zur Verfügung stehen, die Korrekturen, Umstellungen, Ergänzungen und Verknüpfungen mit Fußnoten und Literaturverzeichnissen ungemein vereinfachen. Auch hierbei wird allerdings der Aufwand oft unterschätzt, denn kaum jemand beherrscht diese Systeme so perfekt, daß alles auf Anhieb gelingt. Der Teufel sitzt im Detail irgendeines kleinen Formatierungsbefehls, der nicht klappen will. Deshalb heißt es auch hier: Genügend Zeit reservieren.

3.7 Ausgewählte Literatur

An den Schluß eines Exposé gehört ein kurzes Literaturverzeichnis. Selbstverständlich ist hier die im Forschungsstand erwähnte Literatur zu dokumentieren. Aber auch sonst kann man sich auf wichtige Kernliteratur beschränken. Ein solches Literaturverzeichnis soll auf einen Blick für den/ die Betreuer/in übersichtlich und überschaubar bleiben und nicht etwa in eine seitenlange Fleißarbeit ausufern.

4. Rückblick und Ausblick

Halten wir fest, daß mit dem Exposé einer Dissertation drei Personen überzeugt werden müssen: Der/ Die, welche/r die Arbeit schreiben will, der/ die wissenschaftliche Betreuer/in, der die als Hochschullehrer/in die Arbeit akzeptieren, mittragen und befördern soll und schließlich möglicherweise noch Zuwendungsgeber, die ein Promotionsstipendium oder einen Forschungsantrag befürworten sollen. Bereits das Exposé soll die Fähigkeit zu systematischem Arbeiten, zu verständlichem Formulieren und zu klarem Blick für das Wesentliche demonstrieren. Deshalb sollte das Exposé weder zu knapp noch zu lang sein. Als nützlich haben sich die sieben Punkte erwiesen: Problembereich, Forschungsstand, Fragestellungen, Methoden, Materialzugang, Arbeitsplan, Auswahl Literatur.

Während der Arbeit an der Dissertation kann man natürlich die Konzeption immer wieder verbessern. Man sollte sich aber davor hüten, alle paar Monate die Arbeit grundlegend umzustellen und die Planung umzuwerfen. Arbeitskrisen und Zweifel sind bei den meisten Vorhaben ziemlich unausweichlich, man sollte sich davon nicht zu schnell ins Bockshorn jagen lassen. Lieber eine einmal gefundene Konzeption verfeinern und konkretisieren als völlig über den Haufen zu werfen. Ganz falsch wäre es, als erstes Exposé eine Gliederung des späteren Textes aufzusetzen und einzureichen, was immer wieder versucht wird. Eine solche Gliederung kann und soll erst viel später angefertigt werden, da sich zu Beginn die Struktur des späteren Textes gar nicht absehen läßt. Denn man weiß ja noch gar nicht, was man nach dem Materialsammeln und der Auswertung wissen wird.

Ein gutes Exposé bildet ein festes Fundament für eine erfolgreiche Dissertation. Dann wird man das Lied von der Unzulänglichkeit menschlichen Strebens aus Brechts Dreigroschenoper Lügen strafen, wo es heißt: „Ja, mach nur einen Plan, sei nur ein großes Licht! Und mach dann noch 'nen zweiten Plan, geh'n tun sie beide nicht“. Denn bei der Dissertation geht es ja nicht um den Plan des Lebens, sondern nur um eine wissenschaftliche Qualifikationsarbeit. Und wer hierfür keinen Plan hat, der geht unter.

¹ Für diesen Text sind die politikwissenschaftlichen Methoden zur Erstellung eines Forschungsplans erweitert und verallgemeinert worden; vgl. Ulrich von Alemann/Wolfgang Tönnemann: Grundriss: Methoden in der Politikwissenschaft, in: Ulrich von Alemann (Hrsg.): Politikwissenschaftliche Methoden, Opladen 1995

² http://www.dfg.de/foerder/formulare/1_02.htm